

Egyd Gstättner

Unterirdische für Außerirdische

Archivare im Wechselspiel zwischen Macht, Verantwortung und Demut

Festvortrag gehalten bei der Veranstaltung „Spurensuche in die Zukunft“, 50 Jahre Verband Österreichischer Archivarinnen und Archivare am 25. Oktober 2017 im Haus der Industrie, Schwarzenbergplatz, Wien.

Selten leiden Archivare an Sonnenbrand. Denn der Arbeitsplatz des Archivars ist das Archiv, und das Archiv ist im Keller. Das Unterirdische ist das Geheimnisumwitterte; vielleicht das morbide? Vielleicht höllische? Vielleicht diabolische?

Googeln Sie „Archivar“, bekommen Sie auf wikipedia freilich das Bild eines gemütlichen älteren Herrn im schwarzen Anzug mit hoher Stirn und weißem Hinterhauptaar in einem beklemmend engen Gang zwischen übermannshohen Leitzordnerregalwänden unter künstlichen Leuchten, der einen großen, dicken Ordner aufgeschlagen hält, in dem irgendwelche Tabellen stehen. Der Archivar schaut aber keinesfalls verängstigt oder angewidert, sondern so drein, als hätte er mindestens die Mehlspeiskarte des Café Landtmann in Händen, eventuell auch eine ältere Ausgabe von *Hustler* oder *Playboy*. Ist ja nichts dabei. Hat ja historischen Wert. Muss ja dokumentiert werden.

Google oder wikipedia, das sind die Archive von heute, sozusagen die Boulevard-Archive, der Archiv-Boulevard, sozusagen der McDonalds und Burger-King unter den Archiven, die umfangreichsten Archive der Welt jedenfalls, die allen Menschen zugänglich sind und die auch so gut wie alle Menschen aufsuchen. Da die meisten Menschen aber keine Archivare sind, finden sie gewöhnlich nicht das, was sie suchen, sondern hauptsächlich Zufall und Schrott. Heißt nicht das Hauptwerk von Arthur Schopenhauer *Die Welt als Zufall und Schrott*? Nein, heißt es nicht! Aber es könnte so heißen – das weiß ich ganz ohne Google.

Neben dem Bildnis des Archivars (bei der Arbeit im Archiv) steht der Eintrag: Der Archivar übernimmt, bewertet, erschließt und sichert Schriftgut, das von öffentlichen oder privaten Verwaltungen zur langfristigen Aufbewahrung

abgegeben wird. Ein Archivar kann auch der Kurator eines wissenschaftlichen oder künstlerischen Nachlasses einer Person sowie von Handschriften- und Fotosammlungen sein.

Hier komme nun ich ins Spiel, denn ich bin – ich sage es in aller Unbescheidenheit – nicht bloß eine Person, eine x-beliebige Person, sondern ein Künstler, eine Schreibperson, ein Schriftgutschöpfer, und wenn ich einmal tot bin, wird es einen Nachlass von mir geben. Ich sage es in aller Klarheit: Ich bin Archivar und Archiveigentümer, Herr über Mappen, Ordner, Kisten, Schachteln, Mäusefallen und Hornissenvertreibungsinstrumente - allerdings ausschließlich Archivar meines eigenen Gesamtwerks, worunter auch Briefe und Zettel zu verstehen sind, Fotoalben, Tonträger, denen man keine Töne mehr entlocken, Filmträger, denen man keine bewegten Bilder mehr entlocken kann, langfristiger Aufbewahrer und privater Verwalter all dieser Ingredienzien; zum Glück war ich mir meiner Bedeutung schon früh, nämlich viel früher bewusst als alle anderen, sonst wäre das alles nicht möglich gewesen. So – aus einer allgemeinen Warte betrachtet – bin ich wiederum das genaue Gegenteil des gerade Behaupteten, nämlich kein Archivar, sondern absoluter Laie – wenn auch größenwahnsinniger Laie -, weshalb es mich wundert, warum ich hier und heute vor Ihnen stehe, die Sie von Archiven und Archivaren und Archivarbeit viel mehr wissen als ich, und Ihnen eine Rede halte. Zu meiner Rechtfertigung kann ich nur sagen, daß nicht ich selbst, sondern das Schicksal mich hierhergestellt hat und ich mir gerade vorkomme wie eine Tschechovfigur, was allerdings nicht viel bedeutet, weil ich mich in den allermeisten Situationen meines Lebens wie eine Tschechovfigur fühle, nur eben mit gelegentlichem Sonnenbrand, was ja aus meinem Schriftgut hervorgeht, das in meinem Archiv lagert.

Das bringt mich zu den Aufgaben des Archivars: Vor der Übernahme des Archivgutes berät er die Behörden, Dienststellen, aber auch Firmen und private Abgeber bei der Schriftgutverwaltung. Er bewertet das archivreife Schriftgut nach archivwissenschaftlichen Kriterien (Feststellung der Archivwürdigkeit).

Feststellung von Würdigkeit stelle ich mir unheimlich schwer vor, genau genommen unheimlich unmöglich: Denn wie kann man etwas feststellen, von dem man nicht einmal sagen kann, was es ist? Was ist Würdigkeit? Ein religiöser Terminus, meistens ex negativo verwendet: Herr, ich bin nicht

würdig, dass du eingehst unter mein Dach! Was ist Würde? Wahrscheinlich einfach der Konjunktiv! *Wir würden, wenn wir könnten, aber wir können nicht, deswegen werden wir nicht*: Wie oft habe ich solche Sätze im Lauf meines Lebens gehört! Was ist Würdigkeit? Was ist Wert? Was ist Bedeutung? Begriffe werden mit Phrasen umschrieben, die durch Gemeinplätze bestätigt werden, die Interessen befriedigen, die Machthaber äußern. Die Paraphrasierung der Paraphrasierung der Paraphrasierung der Behauptung: Ist das ein Beweis? Ist das ein Argument? *Es ist nichts*, lautet der erste Satz des antiken Sophisten Gorgias aus Leontinoi: Der zweite aber heißt: *Selbst wenn etwas wäre, könnten wir es nicht erkennen*. Und der dritte: *Selbst wenn etwas wäre, und wir könnten es erkennen, könnten wir es anderen nicht mitteilen!* Dieser hinterfotzige erkenntnistheoretisch durch und durch apokalyptische Satz, der die beiden ersten scheinbar einschränkt oder zurücknimmt, in Wahrheit aber intensiviert und radikalisiert und dreifach absichert: Wahrheit? Erkenntnis? Schon falsch! Erst gar nicht versuchen! Über diesen radikalsten aller Philosophen habe ich einen schönen, dicken Roman geschrieben, *Der König des Nichts*, und alle Fassungen, Manuskripte, Varianten, auch Korrekturfahnen lagern gemeinsam mit der diesbezüglichen Verlagskorrespondenz, den Umschlagentwürfen, den Zeitungskritiken und Ähnlichem in meinem Archiv: Die Archivwürdigkeit stand für mich von Anfang an außer Frage! Die war selbstverständlich! Herr Archivar, ich bin selbstverständlich würdig, dass Sie eingehen unter meinen Dachboden!

Es geht schließlich um ganz zentrale Fragen, die mich schon mein Leben und meine Karriere lang beschäftigen: Es geht um mein Werk! Es geht um meine Persönlichkeit! Es geht um mein ewiges Leben und nebenbei auch um meine Pension! Es geht um mich! Wäre das alles nicht so unheimlich dramatisch, hätte ich schließlich nicht von kleinauf als absoluter No-name alle meine Briefe auf Pauspapier geschrieben und gesammelt, angefangen mit dem allerersten Liebesbrief in der Volksschule, detto alle Briefe, Postkarten, Ansichtskarten, die ich bekommen habe, in Schuhschachteln zu horten; ebenso natürlich alle meine Manuskripte, Durchschläge, Fassungen, Varianten, handschriftliche Notizbücher, Tagebücher, Zeitungsartikel, Kritiken, Kassetten von Radiosendungen, Hörspielen, Fernsehbeiträgen, auch Livekritiken z.B. aus der Loge des Volkstheaters, Fotosammlungen, Urkunden von Literaturpreisverleihungen, Lesungsplakate, meinen Scheidungsakt, der eines Tages ein einzigartiges Quellenstudium ermöglichen wird. Mein Keller und

mein Dachboden sind voll; als Hilfsarchivkraft habe ich aus Kostengründen bis dato ausschließlich meine Katze angestellt, deren Hauptaufgabe die permanente Abspulung des Antimausprogramms ist, sodass mein Vorlass zu Lebzeiten nicht zu Tiernahrung wird.

Der Vorlass ist ein relativ junges archivarisches Phänomen: egal, ob man ihn mit „ss“ oder „ß“ schreibt, der begriffstutzige Computer unterwelt ihn auf jeden Fall, in der Brockhaus-Ausgabe von 1989 findet sich noch keine entsprechende Eintragung.

Kurz und unkompliziert, dennoch nicht unzutreffend definiert ist der Vorlass der *Nachlass zu Lebzeiten*. Diese Anspielung wird der Literaturfreund verstehen. Aber sicher wird jeder Archivar des Landes diesen Titel kennen, auch der Archivar des Kärntner Literaturarchivs im Robert-Musil-Institut, denn es ist ja ein Titel von Robert Musil, der den Begriff Vorlass noch nicht gekannt hat, seinen Vorlass aber sicher gerne einem *Archiv der Zeitgenossen* verkauft hätte, nicht nur, weil ihm die Bedeutung seines Werks selbstverständlich war, sondern durchaus auch aus ökonomischem Eigennutz, denn parallel zu seinem *Mann ohne Eigenschaften*, von dessen Bedeutung seine Zeitgenossen weniger Ahnung hatten als wir, schrieb er jede Menge Bettelbriefe, und er lebte Zeit seiner freien Schriftstellerexistenz bis zu seinem Tod tatsächlich bettelarm, ganz anders als zeitgenössische Germanisten, die sich heute bundesbeamtet und finanziell sorgenfrei ihr Berufsleben lang mit anschließender schöner Pension der geruhsamen Beforschung und Digitalisierung Robert Musils widmen können und gewissermaßen allumfassende Robert-Musil-Immunität genießen.

Ausgerechnet wegen meines Vorlasses war ich vorsorglich bereits ausgerechnet beim Robert-Musil-Archiv-Archivar und setzte ihm mein Anliegen auseinander, potentiell deckungsgleich mit dem Ansinnen Robert Musils und anderer Landsleute und Zeitgenossen aus der Branche. Wie ich es schon gehört habe, kommt ein Archivar selten allein, sondern mit heiterster Unschuldsmiene als Hilfskraft im Duett mit einem oder einer Vorgesetzten, in dessen oder deren Miene sich die gesamte Palette zwischen Verantwortung, Macht, Gewicht der Welt, Gestaltungsgewalt, Durchschlagskraft, Realitätssinn, Wahnsinn, Geschäft, Gewinn und Prestige spiegelt, und dem oder der er, der Archivar, die Rückendeckung und die Argumente aus dem Tiefparterre liefert, die er im

obersten Stockwerk ausschachten kann: Petrus! Watson! Sancho Pansa! Leporello! Eckermann!

Also, das Beta-Tier und sein Alphetier sahen mich seltsames Wesen aus jeweils unterschiedlichen Etagen kommend in Alphas Büro vereinigt an, als hätten sie mir vor unserer Sondierungsbesprechung als Input das Interview des Vorsitzenden des Verbandes deutscher Archivarinnen und Archivare verlesen, in dem er fragt: „Wollen die Archive eigentlich soviel wie möglich bewahren? Nein. Aufgabe der Archive ist es, zu bewerten und auszusondern. Unsere Hauptaufgabe ist das Wegwerfen. Was übrig bleibt, wird übernommen.“ Ich hingegen versuchte so dreinzuschauen, als wollte ich flehen: „Um Himmels Willen! Werfen Sie ja nichts von mir weg! Sind Sie wahnsinnig? Ich transportiere anhand meiner Person so wie anhand meines Werks ein Stück Zeitgeschichte! Ich bin als Geist das Gegenteil von Feng shui. Es geht um:

- a) Kulturelle Bedeutung
- b) Vorbeugung dramatischer Altersarmut

Das könne schon sein, gaben mir der Archivar und sein Direktor implizit zu verstehen; zunächst stelle sich die Frage, ob ich überhaupt archivwürdig sei; der Sachverhalt sei nämlich komplex, die Kriterien kompliziert: Nicht alles, was sich sagen ließe, ließe sich klar sagen. Deshalb würde man auch nicht nein sagen. Man würde aber auch nicht ja sagen: Wie gesagt: Würde! Konjunktiv! Über manches könne man nicht sprechen, darüber resp. davon müsse man eben schweigen, und um das Schweigen nicht zu diskreditieren, müsse man über das Schweigen auch schweigen, das sei wie mit dem *Index librorum prohibitorum*, der selber auch am *Index librorum prohibitorum* stünde, das verstünde ich ja hoffentlich, ich sei ja ein *poeta doctus*! *Poeta doctus* sagten sie, *persona non grata* hörte ich, so funktioniert die stille Post. Es wäre natürlich für alle Seiten von Vorteil, würde zu unserer Unterredung keine Glosse in meiner Kolumne in der Zeitung erscheinen, meinten Alpha und Beta. Das glaubte ich gern!

Klar sagen ließe sich aber allenthalben: Vorlässe würden, wenn überhaupt, dann prinzipiell erst angekauft, wenn der Vorlassgeber das 60. Lebensjahr erreicht habe. Außer natürlich in Ausnahmefällen. Wer oder was solche

Ausnahmefälle sind, und wer mit welcher Begründung aufgrund welcher Kriterien darüber entscheidet, wer als Ausnahmefall gehandelt wird, und wer die Begründungen dieser Entscheidungsträger ratifizieren darf und ratifiziert, darüber bzw. davon müsse man natürlich schweigen. Selbstverständlich gäbe es Richtlinien. Wo es keine verbindlichen Kriterien gäbe, gäbe es immer unverbindliche Richtlinien, case-law.

60 Jahre! Robert Musil, dachte ich, wurde 61 Jahre/ 5 Monate 9 Tage alt. Er hätte also 1 Jahr, 5 Monate, 9 Tage Zeit gehabt, sein Vorlassgeschäft unter Dach und Fach zu bringen – lange hätte er davon nicht zehren, sich darüber nicht freuen können. Wie einer handelt, hat jedenfalls nur sehr bedingt oder auch nichts damit zu tun, wie er gehandelt wird. Aber wie er *gehandelt* wird, so wird er *behandelt*. Sic volo. Sic iubeo. Sit pro ratione voluntas, sagt Iuvenal. Aber er sagt es sicherheitshalber in der Geheimsprache Latein, und wer ist überhaupt dieser Iuvenal?

Die Frage ist immer: Wer sind wir? – und welche Infos über uns speichern wir auf welchen Datenbanken und schießen sie als postmoderne, digitale oder virtuelle Flaschenpost in die unendlichen Weiten des Weltalls hinaus, wenn unser Weltuntergang bevorsteht, sodass sich fremde Wesen ferner Galaxien hinter den sieben Milchstraßen, von deren Beschaffenheit wir nichts wissen, in einer Zukunft, die wir nicht kennen, ein Bild von uns machen können und eine Ahnung davon bekommen, was und wie wir einmal gewesen sind. Es wäre doch in nicht wiedergutzumachender Weise schade, wenn sich die da draußen ein falsches Bild machten. Die Aliens in spe im Andromeda-Nebel werden sich aber auf alle Fälle ein falsches Bild machen, denn was wir ihnen ins Zukunftsall schießen, wird nolens, volens auf gar keinen Fall die Wahrheit sein, sondern: Interessen. Meinungen. Expertisen. Geschäfte. Politischer Wille. Resultate von Machtverhältnissen. Mit einem Wort: Kafkaesken. Man kann nun einmal nicht der gesamten Menschheit unmittelbar vor ihrer Vernichtung auseinandersetzen, wer warum ihre ausgewählten Repräsentanten sind, die keinesfalls vernichtet werden dürfen, da muss man als Betroffener ganz einfach Vertrauen in die Obrigkeit setzen. Wäre das Wort kafkaesk nicht schon für Kafka reserviert, hätte ich genügend Verwendung dafür. Kafka hatte übrigens eine Lebensdauer von 40 Jahren, 11 Monaten und 0 Tagen, was ich deswegen so genau weiß, weil sich in meinem Vorlass eine Liste mit Österreichischen Dichterlebensdauern befindet, genau genommen sogar zwei,

eine alphabetisch, eine nach Lebensdauern geordnet, und noch genauer genommen neben den beiden nationalen auch die entsprechenden internationalen, neben vielen, vielen anderen Listen, nach meinem Tod oder nach meinem sechzigsten Geburtstag wird man staunen! Es ist das Kennzeichen jeder Zeit, dass sie ihre Zukunft bevormunden will. Das Archiv aber hat dem entgegenzuwirken! „Wenn eines Tages die Archive geöffnet werden...“ „Wenn man nach Ablauf dieser und jener Sperrfrist im Jahre sowieso unbeschränkten Einblick in die Archive nehmen können wird, wird es womöglich notwendig sein, weite Bereiche der Geschichte völlig neu zu schreiben und bewerten zumüssen, sodass...“ – sind das nicht wunderbare Sätze, voller Geheimnis, Spannung, Abenteuer! Riechen sie nicht nach heroischem Untergrundkampf – wortwörtlich: Untergrundkampf – gegen scheinbar allmächtige, finstere Diktaturen. Auch Meinungsdictaturen, Interessensdictaturen, Wissenschaftsdictaturen sind ja Diktaturen! Die schlimmsten womöglich! Es könnte doch sein, dass nichts so ist wie es scheint! Es könnte doch sein, dass nichts so war wie es approbiert war! Skepsis! Subversion! Revolte! Ahhh! Friede den Archiven! Krieg den Palästen!

Damit ist aber nicht gesagt, ob es zu einer Vorlassübernahme überhaupt kommt, denn dass sich der Vorlasser mit dem Archiv, zum Beispiel dem Universitätsarchiv der Universität, an der er studiert hat, oder dem Literaturarchiv des Landes, in dem er lebt und schreibt, „eng verbunden fühlt“, heißt noch nicht, dass sich das umgekehrt auch so verhält. Wäre er nicht gestorben und dadurch alle Sorgen los gewesen, hätte Kafkas Countdown noch 19 Jahre 1 Monat und 0 Tage gedauert. Kafka wollte seinen Nachlass aber ohnehin feuerbestattet wissen, was für Versicherungsangestellte nicht untypisch ist.

Alpha und Beta unterrichteten mich also über das generelle Sammelprofil und verschiedene Modelle. Es gäbe zum Beispiel nicht nur Gesamtnachlässe, sondern auch Teilnachlässe und Splitternachlässe sowie – theoretisch – Teilvorlässe und Splittervorlässe.

Es gäbe aber praktisch vor allem das Modell, dem Archiv seinen Nachlass oder Vorlass zu schenken, versuchten es Alpha und Beta allen Ernstes. Sonst noch was! Das ist kein Modell, das ist eine Demütigung! Meine Teetassensammlung, meinen Miniminimundus, meinen Teddybären, meine Burberry-

Christbaumkugel und mein mundgeblasenes Burberry-Osterei können Sie als Give-aways und Goodies haben, aber erst nach Geschäftsabschluss! Alpha und Beta wussten nicht einmal, was ein Miniminimundus überhaupt ist, wie wollen die einen ganzen Vorlass begutachten und bewerten können? Das wird ein hartes Stück Arbeit! Da werde ich bis sechzig nicht fertig...

Es gäbe die – prinzipielle – Möglichkeit, die einer meiner anerkannten Kollegen im Land ergriffen habe, je nach Platzressourcen seinen Gesamt-/Teil- oder Splittervorlass in versiegelten Kisten und Schachteln unabhängig von einem eventuellen späteren Ankauf oder einer Schenkung zu verwahren und dann auf seine mögliche Anerkennung und Berühmtheit zu warten. Diese Wartezeit könne der Vorlasser nicht nur dazu nützen, die Ballade vom Nimmerleinstag auswendig zu lernen, sondern auch dazu, dem Archivar Arbeit abzunehmen, in dem er z. B. Notizbücher und Tagebücher akribisch datiert, nach ihrer Entstehungszeit ordnet und katalogisiert.

Die archivarische Problematik meiner Arbeitstechnik besteht aber darin, klärte ich Holmes & Watson auf, dass ich viele Sakkos, Jacken, Taschen habe, und in jedem Sakko, jeder Jacke, jeder Tasche findet ich ein Notizbuch, das ich – je nachdem, welches Kleidungsstück ich gerade trage, im Fall einer Eingebung zücke, sodass dutzende Tagebücher über einen Zeitraum von teilweise mehreren Jahren, allerdings parallel geführt existieren: Zerschnipseln und neu binden wäre allerdings nicht nur mühsam, sondern Literaturgeschichtsfälschung! (Außerdem, das gebe ich zu, war es mir nie wichtig, wann ich einen Einfall habe, sondern dass ich ihn habe!) Oder ich lasse meine Tagebücher in Leder binden wie mein Kollege, dann forscht es sich besser! Allerdings wird es dann auch teurer! Ich könnte freilich die Tagebücher, wie sie sind, mitsamt den Sakkos ins Archiv schleppen und aufhängen und so neben den Erforschungen von Intermedialität und Intertextualität den neuen germanistischen Forschungsvektor der Intertextilität initiieren... Bekanntlich war ja auch Musils Wintermantel ein reicher Fundus...

Neben der Berühmtheit und Anerkanntheit eines Autors (was genau bedeutet Anerkanntheit? Wie und mit welchen Instrumenten misst man sie? Was bedeutet „international anerkannt“? Weltberühmt? In Wien weltberühmt? In St. Pölten weltberühmt? Was bedeutet: International? Weltweit? Oder Österreich, Südschechien und Ostungarn? Oder Österreich und

Österreichische Kulturinstitute im Ausland? Was außerdem ist ein Werk der Literaturgeschichte, dessen Wirksamkeit und Qualität außer Frage stehen? Wer darf behaupten, dass etwas außer Frage steht? Natürlich – der Spitzenpolitiker, der Machthaber, der Herrscher. Der hört die Fragen eben nicht, die gestellt werden. Der hört nur die Zuflüsterungen seiner Souffleure. Und wer sind die?

Wer erkennt die an, die anerkennen? – frage ich die Diener des Augenblicks des vorübereilenden Geschlechts, (meinen lange, lange völlig verkannten, gering geschätzten, gemobbten Schopenhauer zitierend) sind ein wesentlicher Sammelschwerpunkt ausgewählte geschlossene Korrespondenzen österreichischer AutorInnen sowie solche zur österreichischen Literatur. In meinem Fall muss sich der Archivar auf den Germanisten verlassen – und damit ist er auch schon geliefert und versinkt in der Schlechtigkeit der Welt.

Wer wählt aus, und wer wählt die aus, die auswählen? Auf jeden Fall meinen die Auswählenden, der Vorteil solcher Korrespondenzen sei für den Vorlasser der, dass er selbst nicht anerkannt oder berühmt sein müsse, sofern bloß der Korrespondenzpartner so anerkannt und berühmt ist, dass er ein begehrter Gegenstand der Forschung ist.

Na schön und gut! Es wäre ja kein großes Kunststück, einen Briefwechsel mit einem Approbierten wortwörtlich anzuzetteln, dem es gelungen ist, seinen eigenen Vorlass im Rahmen der großen Kompliziertheit und Würdigkeit um 460.000.- oder 575.000.- oder auch 1e Millionkommajosef.- zu verkaufen! Ah, da müsste ich jetzt die eine oder andere Postkarte aus den Schachteln und Kisten hervorkramen! Allein, ich habe allen diesen drei Geschäftsmännern nichts zu sagen, sie haben mir nichts zu sagen, und wäre hier Platz und Zeit dazu, könnte ich Ihnen wortreich und dramatisch auseinandersetzen, warum mich ihr Werk bis in seine Innereien hinein nicht interessiert. Aber das führte auch zu nichts, denn ich bin kein Teil der Macht und kein Teil der Mode. Dagegen unterhalte ich seit vielen Jahren Korrespondenzen mit Schriftstellern ohne allzu klingende Namen, von denen ich ökonomisch gar nichts, intellektuell aber viel habe.

Meine Hauptkorrespondenz ist aber gewissermaßen eine spiritistische mit bereits verstorbenen Personen, die sich mir nun schon mein ganzes erwachsenes Leben lang als Helden meiner Romane förmlich aufdrängen: Zuletzt - das heißt: in den vergangenen vier, fünf Jahren beispielsweise der

österreichische Goethe Egon Friedell, von dessen Tod und Nachleben ich in meinem aktuellen Roman *Wiener Fenstersturz oder: Die Kulturgeschichte der Zukunft* erzähle. Nachleben gab es aber zunächst keines. Als Friedell (mit 60 Jahren, 1em Monat, 23 Tagen starb, d.h. Selbstmord beging, d. h. in den Selbstmord getrieben wurde, war er weder „anerkannt“, noch „international anerkannt“, und außer Frage stand zu diesem Zeitpunkt die Wirkungslosigkeit und Qualitätslosigkeit seines Werks. Friedell war bei seinem Todessprung ein verpönte, verkannter, verbotener – sozusagen unwürdiger Autor, dem schnellen, absoluten und immerwährenden Vergessen preisgegeben: Sein Nachlass – sofern nicht in den letzten Tagen seines Lebens von ihm selbst verbrannt, verheizt, vernichtet - von Experten und gerichtlich beideten Sachverständigen und Gutachtern als wertlos eingestuft, wurde durch die „Umstände“ und die „Wirren der Zeit“ in alle Himmelsrichtungen verstreut. Das meiste ging verloren. Was aber, fragte sich Friedell sterbend, wenn erst das übermorgen mir gehört?

(Am Vorabend des Nationalfeiertags, von dem Friedell naturgemäß nichts wissen konnte), ist es nicht ohne Reiz darauf hinzuweisen, dass Friedells Suizid mit der vorübergehenden Selbstausslöschung Österreichs wortwörtlich zusammenfiel.)

In meinem Roman rettet aber ausgerechnet ein unpubliziertes Manuskript in der Schublade, ein Werk aus dem Nachlass Friedell die Existenz. In diesem Roman kehrt Egon Friedell zurück, taucht in unserer Gegenwart, im heutigen Wien auf – als ein Fremder natürlich – und ist maßlos enttäuscht darüber, dass seine Wohnung in der Gutzgasse achtzig Jahre nach seinem Tod weder ein Egon-Friedell Museum, noch ein Forschungszentrum geworden ist und kein Egon-Friedell Archiv existiert, obwohl er doch in seinem Testament die Gemeinde Wien eigens darum gebeten hatte! Mittlerweile müsste er doch rehabilitiert, „anerkannt“ und „würdig“ sein. Mittlerweile müsste seine Bedeutung doch außer Streit, ja selbst außer Frage stehen. Man wüsste doch wissen, dass er, Friedell, nicht bloß ein böser Bub und kleiner Witzbold, nicht bloß ein Causeur und Professorenverächter, nicht bloß ein Humorist und Komödiant und Weltgeistwurstel war, sondern der Nationalphilosoph in der Nestroy-Nachfolge schlechthin: Der Österreichische Goethe eben. Heute ist doch übermorgen! Es wäre Zeit! – um einen aktuellen Politslogan in den Konjunktiv zu setzen!

Friedells Dissertation Novalis als Philosoph lagert – immerhin! – nach wie vor im Archiv der Nationalbibliothek, allerdings nach wie vor mit dem Vermerk am Titelblatt versehen: „Nicht für den wissenschaftlichen Gebrauch bestimmt!“

Ich habe viel lesen, viel recherchieren müssen, um diesen Roman schreiben zu können, dabei hat sich natürlich viel Material angesammelt, viel Vorlass. Ein ganz zentrales Requisit des Friedellschen Nachlasses habe ich erst fast am Ende der Arbeit zufällig entdeckt, nämlich im neu geschaffenen Literaturmuseum der Nationalbibliothek in der Johannesgasse: Dort ist in einem Schaukasten nämlich Friedells Goetheperücke ausgestellt, die er in seinem (und Polgars) *Dramolett Goethe* im Examen dreißig Jahre lang bis zwei Wochen vor seinem Tod getragen hat, und das, Zufall oder nicht, keine hundert Meter Luftlinie vom Literaturmuseum entfernt, im ehemaligen Kabarett *Fledermaus* an der Ecke Johannesgasse-Kärntner Straße, am Neujahrstag 1908 seine Uraufführung erlebt hatte. Die Gelegenheit habe ich mir nicht entgehen lassen und in der letzten Fassung des Romans – der Vorlass wird es zeigen – Friedell persönlich, wenn er schon auferstanden und bei uns ist, ins Literaturmuseum pilgern lassen. Er zuckt zusammen, als er an seiner eigenen Goethe-Perücke vorbeikommt – die Perücke trägt er übrigens auch auf dem Umschlag meines Romans! – und freut sich, dass wenigstens etwas von ihm für alle Zeiten archiviert und momentan auch ausgestellt ist. Wer kann es meinem Friedell verdenken, dass er in der Direktion den Wunsch äußert, achtzig Jahre nach seinem Tod einmal, ein einziges Mal noch seine legendäre Goethperücke aufzusetzen! Sein letzter Wunsch wurde meinem Egon Friedell nicht erfüllt. Wann das Übermorgen beginnt, das wissen nur die Außerirdischen.

Ich danke für Ihre Aufmerksamkeit!